Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 17 (2010)
Heft: 195

Artikel: Aufgepasst vor dem Tunnelblick!
Autor: Landolt, Noëmi
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-884646

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

AUFGEPASST VOR DEM TUNNELBLICK!

Die Organisation Maria Magdalena berät seit zehn Jahren Frauen im Sexgewerbe und versucht, sie von ihrem Stigma zu befreien. **NOËMI LANDOLT** *fuhr mit in eine Kontaktbar und einen Salon.*

Das Büro von Maria Magdalena liegt versteckt in einem Hinterhof an der Sternackerstrasse. Gar nicht versteckt sind die vier Dildos auf dem Aktenschrank im Büro: drei naturgetreue Nachbildungen und ein Spassdildo mit Glitzerli und Spermamännchen. «Ach, die!», Susanne Gresser lacht. «Die haben wir früher mitgenommen, wenn wir die Frauen besuchen gegangen sind. Doch bald haben wir gemerkt, dass die meisten ihre eigenen Dildos haben, mit denen wir arbeiten können.»

Susanne Gresser ist eine von vier Sozialarbeiterinnen bei Maria Magdalena. Die dem Gesundheitsamt angegliederte Beratungsstelle für Frauen im Sexgewerbe feiert dieser Tage ihr zehnjähriges Bestehen. Regelmässig besuchen die Sozialarbeiterinnen an die siebzig verschiedene Lokale im ganzen Kanton, um mit Sexarbeiterinnen zu sprechen. Sie beraten die Frauen vor allem in gesundheitlichen, aber auch in rechtlichen und sozialen Belangen.

Auch heute ist Susanne Gresser unterwegs. Sie packt ihre Taschen auf den Rücksitz des roten Mobility-Autos. Die eine ist ihre eigene Handtasche. Die andere ist eine wahre Wundertüte: Gleitmittel, Kondome (auch Latex-freie), Femidome, Menstruations-Schwämmchen (die den Frauen erlauben, auch während ihrer «Tage» zu arbeiten), Kopf- und Magenschmerztabeletten für den Notfall («Ich bin ursprünglich Krankenschwester», sagt Susanne Gresser fast entschuldigend), Intimfeuchttücher (Hygiene ist ein wichtiges Thema: «Nicht etwa, dass sich die Frauen zu wenig waschen. Im Gegenteil, sie waschen sich eher zu oft und falsch, mit normalem Duschmittel. Das kann zu starken Irritationen führen.») und auch ein kleiner Ordner mit Abbildungen von Geschlechtskrankheiten und ihren Symptomen auf der Haut. «Doch oft sind die Lichtverhältnisse zu schlecht, als dass man auf den Fotos wirklich etwas erkennen könnte. Gerade in den Nachtclubs.»

Im Graubereich

Ein Nachtclub ist auch unser erstes Ziel. Er liegt mitten in einem Städtchen an der Einkaufsstrasse. Ein unscheinbares Haus, mit «Restaurant/Hotel» angeschrieben. Einige Fensterscheiben sind kaputt. Wie wir später erfahren, wurden sie nachts von jemandem eingeworfen, der sich darüber ärgerte, dass der Club schon geschlossen hatte.

Geöffnet hat der Club ab vier Uhr nachmittags, wir kommen ein bisschen zu früh. Auch von innen sieht er aus wie ein hundskommuner Spunten. Hinter der Bar steht ein freundlicher Mann um die vierzig mit schütterem, aber sorgfältig gegeltem Haar. Er ist der Stellvertreter, doch nächstes Jahr wird er den Laden übernehmen. Sein Chef erwartet ein Kind mit einer der Frauen, die bei ihm arbeitete, jetzt heiraten sie und ziehen nach Italien. An der Bar sitzt eine junge Frau in Lederjacke, Jeans und Turnschuhen. «Sie ist unsere Neue», erklärt der zukünftige Chef. «Letzte Woche angekommen.» Susanne Gresser stellt sich und Maria Magdalena vor, während die Barfrau zwischen unseren Füssen mit dem Staubsauger umherwirbelt.

Die «Neue» heisst Marina und kommt aus Rumänien. «Letzte Woche angekommen» bedeutet nicht, dass sie erst seit dann in der Schweiz ist. Angekommen ist sie aus Rorschach, wo sie in einem anderen Club gearbeitet hat. «Das Gewerbe lebt vom Wechsel» ist ein Satz, der mehrfach fällt. Hierher vermittelt hat sie eine Agentur. Der Chef muss 300 Franken pro Vermittlung bezahlen. Wieweit er diese Ausgaben auf Marina abwälzen wird, ist unklar. Sie wird als Tänzerin angestellt und am Umsatz beteiligt sein. Vom Lohn wird ihr die Miete fürs Zimmer abgezogen, denn wie die meisten Frauen wohnt sie im gleichen Haus. Über alle weiteren Einkünfte kann sie frei verfügen. Die Lohnvereinbarungen sind von Lokal zu Lokal verschieden. «In einem Salon ist es beispielsweise so, dass die Frauen etwa vierzig Prozent ihrer Einnahmen abgeben», erklärt Susanne Gresser. «Mit diesem Geld sollte der Betreiber die Sozialabgaben leisten und die Infrastruktur unterhalten. Sprich Duschmittel, Frotteetücher, Schoggiherzli, Getränke, Kondome et cetera bereitstellen. Doch das ist der Idealfall.» Weil hier vieles im grauen Bereich liegt, hat Maria Magdalena in Zusammenarbeit mit dem Ausländeramt, dem Amt für Wirtschaft und der Kantonspolizei einen Musterarbeitsvertrag entworfen, der Entlöhnung, Krankenversicherung, die gegenseitigen Rechte und Pflichten klar regelt und den Frauen somit mehr Sicherheit gibt. Anfangs hat der Vorzeige-Arbeitsvertrag viel Staub aufgewirbelt, manche Betreiber fühlten sich gar angegriffen. Mittlerweile hat sich die Lage etwas beruhigt, doch ob irgend jemand den Mustervertrag übernimmt, ist unklar.

«Irgend jemand muss das Geld verdienen»

Marina, 26, geht nach draussen, um zu rauchen. Ihr ist langweilig. Seit fünf Tagen wartet sie auf ihre Bewilligung, ohne die sie nicht arbeiten kann. Das Städtchen hat sie schon am ersten Tag erkundet; es gibt nichts zu tun hier. Ihr Chef hat für sie eine L-Bewilligung beantragt, die normalerweise auf ein bis zwei, höchstens acht Monate begrenzt ist. Dies ist wieder der Idealfall. Manche Betreiber holen erst gar keine Bewilligung ein oder «vergessen», diese zu verlängern. So werden die Frauen zu sogenannten «Illegalen». Neu ist, dass die Sexarbeiterinnen ihre Bewilligung selbst auf dem Polizeiposten abholen müssen. «Es geht nicht darum, die Frauen zu schikanieren», erklärt Susanne Gresser, «sondern darum, dass sie auch mal rauskommen, dass ihnen bewusst ist, dass sie sich hier in einer legitimen, legalen Situation befinden und auch ihre Rechte haben. Doch diese Rechte gelten nur für EU-Bürgerinnen. Frauen aus Drittstaaten bekommen erst gar keine Arbeitsbewilligung.»

Marina erzählt uns eine Geschichte, wie sie oft zu lesen ist, wenn es um Prostitution geht. In Rumänien auf dem Land mit sieben Geschwistern, einer Kuh, ein paar Hühnern aufgewachsen, reichte das Geld manchmal nicht einmal fürs Essen. Bis vor kurzem arbeitete Marina noch als Sicherheitsangestellte in einem Einkaufszentrum, für 150 Franken im Monat. Eine Freundin rief sie an und sagte, sie solle doch in die Schweiz kommen. «Und was soll ich dort tun?» «Cabaret.» Zuerst habe sie empört abgelehnt und aufgehängt. Doch dann sei es ihr einfach nicht aus dem Kopf gegangen, wie ihre Freundin an einem einzigen Abend ein Mehrfaches ihres Monatslohns verdient. Und nun ist sie also hier. Ihre Mutter weiss nichts davon: «Sie bekäme einen Herzinfarkt.» Ihrem Freund, der in Deutschland wohnt, gefällt ihre Arbeit nicht. Doch er selbst ist arbeitslos «und irgend jemand muss ja das Geld verdienen». Sie besucht ihre Familie in Rumänien regelmässig. Doch ob sie einmal ganz dorthin zurückkehren will, weiss Marina nicht. «Ich denke nicht oft über die Zukunft nach. Man weiss nie, was passiert.»

Ungesunde Arbeitsbedingungen

Viele Sexarbeiterinnen leben als eine Art Gastarbeiterinnen in der Schweiz. Sie kommen alle paar Monate für einige Wochen hierher, um nachher wieder nach Hause zurückzukehren. Auch Clarissa, 37, aus Brasilien ist eine Gastarbeiterin. Sie trägt ein sehr kurzes, sehr tief ausgeschnittenes schwarzes Kleid und hochhackige Sandalen und begrüsst Susanne wie eine alte Bekannte. Man kennt sich schon lange,

Clarissa lebt bereits seit zehn Jahren in der Schweiz. Regelmässig geht sie nach Brasilien zu ihren zwei Kindern. Früher einmal im Jahr, jetzt reicht es nur noch alle zwei Jahre. Die Krise macht sich auch im Gewerbe spürbar. Es kommen weniger Gäste, die Preise sinken, die Konkurrenz steigt. Auch die Konkurrenz unter den Frauen im selben Club. «Es geht darum, wer am meisten Kunden hat, am meisten verdient, am hübschesten ist. Eine richtige Freundschaft kann so nicht entstehen», sagt Clarissa im Gespräch. Sie wird etwas unruhig, als an der Bar ein erster Gast Platz nimmt. Eben noch sehr ernst, springt sie unvermittelt auf, umarmt fröhlich lachend den Gast und lässt sich zu einem Cüpli einladen.

«Der Alkoholkonsum ist ein Problem», sagt Susanne Gresser. «Aber er macht die Arbeit wohl auch erträglicher. Es gehört zum Ritual.» Hinzu kommt meist das Rauchen, die durchwachten Nächte, wenig Bewegung an der frischen Luft, fehlendes Tageslicht. Die Ansteckungsgefahr einer sexuell übertragbaren Krankheit ist nicht das einzige Gesundheitsrisiko, das die Frauen auf sich nehmen.

Wir verabschieden uns. Beim Rausgehen kommt uns eine ältere Frau mit vollgefüllten Einkaufstaschen entgegen. «Sie kommt jeden Tag hierher nach dem Posten. Einfach so auf einen Kaffee.»

Aus der Not heraus

Wir fahren weiter in ein Dorf in der Nähe des Bodensees, zum Salon Angelica. Die Tür ist mit einer Pressspanplatte verkleidet. Wieder ein unzufriedener Gast, diesmal ist er mit dem Auto rückwärts in die Tür gerast, wie wir erfahren. Wir werden begrüsst von einem fröhlichen Mischlingshund und einer ebenso fröhlichen blonden Frau Mitte dreissig. Sie hat die Haare sorgfältig zu einem Rossschwanz gebunden, trägt geblümte Flipflops und ein sehr enges schwarzes Kleid. Der Ausschnitt ist so gross, dass ihr beim Lachen manchmal ein Busen rausfällt. Sie heisst Nicole und führt uns gleich in den Aufenthaltsraum. Ein kleines gemütliches Zimmer mit Sofaecke, Fernseher, in einem Korb auf der Fensterbank liegt Strickzeug. Über dem Fernseher der Bildschirm der Überwachungskamera, «damit wir sehen, wenn jemand ums Haus schleicht», erklärt Nicole, während sie versucht, den Hund unters Sofa zu scheuchen. Auf dem Sofa sitzt Anja aus Deutschland, sie trägt eine dicke Strickjacke über ihrem Catsuit. «Kontaktbars sind der letzte Dreck!», sagt sie, als sie hört, woher wir kommen. «Dort werden die Frauen zu Alkoholikerinnen.» Sie hat selbst schon in Kontaktbars gearbeitet.

Anja ist 45 und vor zehn Jahren ins Gewerbe eingestiegen. Sie hatte über 100'000 Euro Schulden. Zuerst tanzte sie an der Stange, dann strippte sie und irgendwann nahm sie den ersten Gast mit aufs Zimmer. «Mein Mann und meine Tochter wissen Bescheid», erzählt sie. «Draussen führe ich auch ein ganz normales Leben, in dem ich Kathrin heisse. Nur hier im Salon bin ich Anja.» Wenn ihr Mann mit ihrem «Doppelleben» einmal nicht mehr zurecht käme, dann würde sie sofort aufhören und putzen gehen. Aber in Deutschland sei die Lage momentan so schlecht, dass man froh sein könne, sechs Euro brutto die Stunde zu verdienen. So zahlt man sein Leben lang die Schulden ab und überträgt sie gar noch auf seine Kinder. «Ich hätte wirklich nie gedacht, in diesem Job zu landen. Aber er ermöglicht mir vieles. So kann ich neben den Schulden, auch mal was Schönes für meine Tochter kaufen. Das ist mir unglaublich viel wert.» Nicole ruft dazwischen: «Ach, wir sind wie Zwillinge. Bei mir ist es genau gleich!» Anja: «Bei den meisten Frauen, die im Sexgewerbe arbeiten, ist irgendwo irgendwas schiefgelaufen. Meistens haben die Probleme mit Geld zu tun. Es gibt auch solche, die es aus Spass machen. Das muss man auch sagen. Aber das sind nur sehr, sehr wenige.»

Nicole steht auf und zieht sich um. Ihre Schicht ist vorbei. Anjas Schicht geht noch bis zwei Uhr nachts und es ist erst sechzehn Uhr. Fürsorglich fragt sie Nicole: «Hast du alles?» Lachend greift diese sich zwischen die Beine und an den Busen: «Ja, ich hab alles, was ich brauche.»

Eine gewisse Präventionsmüdigkeit

In den letzten Jahren habe sich viel geändert, erzählt Anja. Immer mehr Männer wollen ohne Gummi und mit Zungenküssen. «Aber ich mache das nicht. Ich möchte noch ein bisschen leben und irgendwann meine Rente geniessen können. Ausserdem gibt es genügend andere, die das tun. Leider.» Vor allem seit der EU-Osterweiterung sei das so. Europäerinnen stellen im Sexgewerbe den grössten Anteil, davon kommt wiederum mehr als die Hälfte aus Osteuropa. Schweizerinnen gibt es nur sehr wenige, sie gelten als «Exotinnen». Auch Susanne Gresser stellt eine gewisse Präventionsmüdigkeit fest: «Um von der rein medizinischen Ebene wegzukommen, versuche ich den Frauen zu vermitteln, dass jeder Beruf seine Identität und seine Kleidung hat. Ich sage: Die Grenze zwischen der privaten und der Berufsidentität ist so dünn, wie die Haut eines Kondoms. Sex ohne Kondom darf nur dein Freund mit dir haben, denn da ist dein Herz dabei, und das gilt es zu schützen.»

Dann kommt Angelica, die Chefin, ins Zimmer. Sie ist ganz in Schwarz gekleidet und schon einiges älter als die anderen Frauen. Seit ein paar Monaten arbeitet Angelica auch selbst wieder als Sexarbeiterin. Die Jahre zuvor hat sie sich vor allem um die Administration gekümmert. Doch nun hat sie umstrukturiert, den Mitarbeiterinnen mehr Verantwortung übergeben. Regeln gibt es dennoch viele: Ohne Gummi läuft gar nichts, wer trotzdem ohne Gummi arbeitet, fliegt raus. Über Agentur vermittelte Frauen kommen nicht ins Haus. Auch nicht die, die von ihrem «Freund» angemeldet werden. Auch keine jungen Küken. Nur deutschsprechende Frauen: «Man muss mit dem Gast kommunizieren können. Wir sind ja halbe Psychologinnen.» Freunde und Ehemänner müssen draussen warten, wenn sie ihre Frauen abholen. «Männer haben hier drin nichts zu suchen. Das ist ein Frauenreich», sagt Angelica und deutet auf die Stube, in der wir sitzen. An den Wänden hängen Zettel mit kleinen Mahnungen, Anweisungen und Schichtplan. Hinge dazwischen nicht eine Preisliste für den Service im «bizarren Bereich», sieht alles so aus, wie in irgendeinem anderen Dienstleistungsbetrieb. Gleich neben den «bizarren Preisen» hängt die Gebrauchsanweisung für irgendein seltsames Gerät mit einem langen Schlauch. Ich frage nach. Angelica: «Das ist unser Staubsauger.» Man muss aufpassen, dass man keinen Tunnelblick bekommt und das Alltägliche nicht mehr erkennt.

Und darum geht es auch in der Jubiläumskampagne von Maria Magdalena mit dem Slogan «Sexarbeit ist Arbeit». Denn Sexarbeit ist Arbeit, aber keine Arbeit wie jede andere. Zu sehr ist dieser Job geprägt von Macht- und Ausbeutungsverhältnissen. Maria Magdalena versucht mir ihrer Kampagne einen ersten Schritt, Sexarbeiterinnen von ihrem Stigma zu befreien, ihnen zu mehr Respekt zu verhelfen. «Doch das braucht noch viel Zeit», sagt Angelica. Auch im sogenannten ältesten Gewerbe der Welt.

NOËMI LANDOLT, 1982, ist freischaffende Journalistin und studiert Ethnologie in Zürich.

Klubschule Migros St.Gallen.
Podiumsdiskussion «Sexarbeit ist Arbeit».
Freitag 19. November, 18.30 Uhr.